

SCHWERPUNKT: ARBEIT NACH DEM LIBERALISMUS

In den letzten zwei Jahrzehnten hat sich in Bezug auf die Frage nach dem Charakter und der Bedeutung von Arbeit zwischen der Philosophie und den anderen Humanwissenschaften eine beträchtliche Kluft eröffnet. Während PsychologInnen, SoziologInnen, WirtschaftswissenschaftlerInnen, HistorikerInnen und andere die Arbeitswelt von ihren jeweiligen disziplinären Perspektiven aus in den Blick genommen haben, wurde das Thema von PhilosophInnen und politischen TheoretikerInnen weitgehend ignoriert, als ob es für ihre grundsätzlichen Fragestellungen – wie die Frage nach dem Selbst, dem guten Leben und einer wohlgeordneten Gesellschaft – nebensächlich wäre.

Der Mangel an philosophischer Reflexion über Arbeit liegt zum Teil am Einfluss des politischen Liberalismus. Politische Liberale verorten die Welt der Arbeit für gewöhnlich außerhalb der Sphäre „des Politischen“ im strenger Sinne, sodass sie für sie kein Problem darstellt; andere halten wiederum den ethischen Wert der Arbeit für eine subjektive Frage, die von der freien Entscheidung Einzelner über ihre Vorstellung des Guten abhänge und somit rationalen oder philosophischen Begründungen grundsätzlich nicht zugänglich sei – jedenfalls keiner Form von Begründung, die auf irgendetwas anderes hinauslaufen könnte als eine *neutrale* Position seitens des Staates. Angesichts eines scheinbar unhintergehbaren Wertpluralismus, innerhalb dessen Arbeit nur einen Wert – wenn sie denn ein Wert ist – neben anderen Werten und Quellen der Identität darstellt, fallen Liberale auf den einzigen Grundsatz zurück, der für sie in diesem Bereich allgemeine Gültigkeit beanspruchen darf: der moralische Grundsatz individueller Autonomie.

Im Zusammenhang einer Begründung der Arbeitsorganisation in liberalen Gesellschaften wirft der Bezug auf Autonomie jedoch genauso viele Fragen auf, wie er beantwortet. Kann der Liberalismus beispielsweise eine Situation tolerieren, in der die meiste Arbeit, welche die meisten Menschen machen, einen Verzicht auf ihre Autonomie beinhaltet? Was ist die konkrete Bedeutung von Autonomie in gegenwärtigen Arbeitszusammenhängen? Ist sie ein grundlegendes normatives Prinzip, wie der Liberalismus behauptet, oder ist sie ambivalenter? Schaut man sich Arbeit aus Perspektive ihres Werts an, so sind die „Güter“, welche sie bereitstellt, oder ihre Rolle innerhalb eines „guten Lebens“ klarerweise instrumentell, aber ebenso klarerweise auch mehr als das. Ist Arbeit einfach ein Wert oder „Gut“ neben anderen und also einfach von der individuellen oder kollektiven Wahl abhängig? Oder nimmt sie unter den Gütern einen besonderen Status ein, der sich möglicherweise aus ihrer Verbindung zum Wert der Autonomie ergibt? Können Entscheidungen über die Organisation von Arbeit eine Gültigkeit haben, die auf mehr beruht als auf einfach technischen oder rein moralischen Gründen? Können wesentliche ethische Erwägungen, zusätzlich zu den Erwägungen zur Autonomie und zu dem instrumentellen Wert, ebenfalls eine Rolle spielen?

Solche Fragen laden zu einer erneuten Reflexion über die Bedeutung von Arbeit für die politische Theorie und zur Tauglichkeit des Liberalismus als philosophischem Bezugsrahmen einer solchen Reflexion ein. Die in diesem Schwerpunkt versammelten Beiträge, welche auf die Keynote-Vorträge einer vom Institut für Sozialforschung veranstalteten Konferenz zum

Thema im Februar 2011 in Frankfurt zurückgehen, zeigen, wie fruchtbar und aufschlussreich solche Überlegungen sein können.¹ Den Anfang macht Beate Rössler, indem sie auf die grundsätzliche Instabilität dessen aufmerksam macht, was man den liberalen „Quietismus“ nennen könnte, das heißt der Vorstellung, dass es aus einer rational fundierten normativen Perspektive über Arbeit nichts mehr zu sagen gibt, sobald Gerechtigkeitsgrundsätze in Bezug auf Beschäftigungsverhältnisse und -bedingungen einmal umgesetzt sind. Es sind für Liberale dann keine weiteren Probleme bezüglich der Qualität von Arbeit in Erwägung zu ziehen – die Befriedigung oder Erfüllung, die sie erzeugen kann, oder die Entwürdigung und Entfremdung, die mit ihr einhergehen können –, weil es den Individuen überlassen bleiben soll, ihre eigene Autonomie auszuüben, indem sie selbst entscheiden, welche Arbeit sie machen oder ob sie überhaupt arbeiten wollen. Würde eine Liberale zur Qualität der Arbeit, die den Individuen gesellschaftlich verfügbar ist, Stellung beziehen, indem sie etwa die Allgegenwart sinnloser, erniedrigender Arbeit kritisierte, so würde sie tatsächlich eine Vorstellung des Guten einer anderen vorziehen und unberechtigterweise diese Vorstellung vom Guten verwenden, um die Autonomie des Individuums zu übertrumpfen. Rössler weist nun aber darauf hin, dass aus zwei Gründen diese Position nicht durchgehalten werden kann. *Erstens*: In real existierenden liberalen Gesellschaften sind die meisten Menschen zur Arbeit gezwungen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, sie haben in der Frage also keine Wahl. Unter diesen Umständen kann ihnen die Qualität der Arbeit, die ihnen verfügbar ist, nicht gleichgültig sein. Sie ist nicht einfach eine Option, die sie treffen *würde, wenn* sie sich entscheiden würden, ihre Autonomie auf eine bestimmte Weise auszuüben. *Zweitens* gibt es starke empirische Gründe für die Auffassung, dass der Grad der Autonomie, zu der eine Person fähig ist, von der Qualität der Arbeit, welche diese Person macht, beeinflusst wird. Autonomie ist eine Leistung, die zum Teil von der Entwicklung von Fähigkeiten abhängt, die in der Arbeit ausgeübt und durch sie geprägt werden. Autonomie ernst zu nehmen, *entlastet* Liberale also nicht davon, einen Ansatz sinnvoller Arbeit bereitzustellen, sondern *verlangt* im Gegenteil einen solchen Ansatz. Der Ansatz sinnvoller Arbeit, den Rössler im letzten Abschnitt ihres Beitrags skizziert, versteht sich nicht als eine grundsätzliche Alternative zur liberalen Herangehensweise, sondern eher als eine wichtige Ergänzung.

Rössler verwendet den Ausdruck „moderater Perfektionismus“, um den philosophischen Bezugrahmen zu bezeichnen, welcher der Artikulation der philosophischen Bedeutung sinnvoller Arbeit am angemessensten ist. Er ist „perfektionistisch“, insofern er sinnvolle Arbeit als ein Gut begreift, dessen Realisierung wir kollektiv erstreben sollten, aber er ist „moderat“, insofern er der Existenz anderer Güter Rechnung trägt, die aus dem Gut sinnvoller Arbeit nicht abgeleitet werden können.

Russell Keat verwendet ein ähnliches Vokabular, um die theoretische Landschaft vor uns zu kartographieren. Er kontrastiert zunächst einen „neutralistischen“ Liberalismus, dem es vor allem um die ethische Neutralität des Staates geht, mit einem „perfektionistischen“ Liberalismus, der ein eigenständiges liberales Ethos vertritt, das auf Autonomie basiert. Dieser

¹ Weitere Vortragende der Konferenz waren Hans-Christoph Schmidt am Busch, Sabine Flick, Stephanie Hürtgen, Hermann Kocyba, Karl Moll, Alexandra Rau, Frieder Vogelmann und David Wild. Die Konferenz wurde finanziell durch die Freunde und Förderer der Goethe-Universität Frankfurt und die Deutsche Forschungsgemeinschaft unterstützt und ist Teil eines Projekts, das vom Australian Research Council finanziert wird, welcher bereits eine Konferenz zu „Arbeit und Anerkennung“ an der Macquarie University Sydney im Oktober 2007 gefördert hat. Ich danke all diesen Institutionen für ihre finanzielle Beteiligung, allen TeilnehmerInnen der Konferenz, die sie zu einer erfolgreichen Veranstaltung gemacht haben, dem Institut für Sozialforschung für die Gastfreundschaft und besonders Titus Stahl, Daniel Karanovic und Sidonia Blättler für ihre Hilfe bei der Organisation.

ist jenem vorzuziehen, argumentiert Keat, und zwar sowohl als Ansatz über die Art von Entscheidungen, die liberale Staaten tatsächlich treffen müssen, als auch als Ansatz darüber, was genau diese Entscheidungen mehr oder weniger gerechtfertigt sein lässt. Insbesondere fällt der perfektionistische Liberalismus nicht der neutralistischen Illusion zum Opfer, liberale Staaten hätten kein Mitspracherecht in Bezug auf den ethischen Charakter der Marktwirtschaft, die sie unterstützen, und indem er Marktwirtschaften hinsichtlich der von ihnen ermöglichten Autonomie bewertet, bietet er die richtige *Art* von Gründen an, sie zu akzeptieren oder zurückzuweisen: eine ethische. Allerdings ist der perfektionistische Liberalismus für Keat selbst durch seine verkürzte Vorstellung der Güter beschränkt, die den ethischen Charakter ökonomischer Institutionen ausmachen. Denn der ethische Charakter ökonomischer Institutionen ist nicht allein durch den Grad der Autonomie im Tausch bestimmt, sondern auch wesentlich durch die Qualität der Arbeit, die sie ermöglichen, beispielsweise durch Sozialbeziehungen des Vertrauens, der Kooperation und des gegenseitigen Respekts. Diese Beschränkung kann durch einen von Keat so genannten „liberalen Perfektionismus“ überwunden werden, der eine kollektive Beratsschlagung über eine Reihe von Gütern, inklusive guter Arbeit, und ein auf dieser Beratsschlagung basierendes staatliches Handeln, das dabei „liberalen Einschränkungen“ zum Schutz der Grund- und Freiheitsrechte der Individuen unterworfen ist, ins Auge fasst.

Während Keats Beitrag einen Schwerpunkt auf die Begründung ökonomischer Institutionen legt und auf die begrenzte Rolle, welche das liberale Autonomieprinzip bei einer solchen Begründung spielt, konzentriert sich der Aufsatz von Andrew Sayer auf die moralischen *Erfahrungen*, die mit Arbeit in gegenwärtigen liberalen Gesellschaften einhergehen, und auf die begrenzte Rolle, die das liberale Autonomieprinzip bei deren Verständnis spielt. Sayer geht es insbesondere um die verschiedenen Arten und Weisen, wie Würde in der Arbeit erhalten, respektiert, gefährdet oder ausgehöhlt werden kann. Sayer weist darauf hin, dass Würde in der Arbeit oft eine Frage des bezeugten Respekts in dem Sinne ist, dass die eigene Autonomie anerkannt wird, während Entwürdigung oft beinhaltet, als nicht-autonom behandelt zu werden, als sei man nicht in der Lage, selbst zu denken oder zu handeln und Verantwortung zu übernehmen. Aber Würde und Entwürdigung in der Arbeit wird auch auf Weisen erfahren, die nicht so sehr mit der Autonomie eines Individuums als mit seiner Verletzlichkeit und Abhängigkeit von anderen zusammenhängt. Würde in der Arbeit bedarf bestimmter Arten von Anerkennung durch andere, die über die Respektierung des eigenen Status als Inhaber liberaler Rechte hinausgeht. Das Verständnis der Quellen von Würde und Entwürdigung setzt daher eine nicht-atomistische Ontologie voraus, welche den sozial konstituierten Gehalt der relevanten Erfahrungen erfassen kann. Dieser Anforderung könnte ein nicht-atomistischer Liberalismus, der ein „relationales“ Verständnis von Autonomie integrieren würde, zugegebenermaßen gerecht werden. Er muss aber zudem der Tatsache Rechnung tragen, dass in real existierenden liberalen Gesellschaften die Chancen darauf, die für Würde in der Arbeit notwendige Anerkennung zu erlangen, alles andere als gleich verteilt sind: Sie sind vielmehr mit strukturellen Ungleichheiten verbunden, vor allem hinsichtlich Klassenzugehörigkeit, Geschlecht und *race*. Insofern sind sie außerhalb der Kontrolle des Individuums und können nur durch kollektives Handeln angegangen werden. Obschon diese Vorstellung für einige Liberale unangenehm erscheinen mag, stimmt sie sicherlich mit dem grundlegenden egalitären Ideal überein, das dem Liberalismus seine moralische Kraft verleiht.

In der Sichtweise, die Jean-Philippe Deranty und Emmanuel Renault im letzten Beitrag dieses Schwerpunktes vertreten, gehen die Probleme allerdings noch tiefer. Ebenso wie Sayer nehmen Deranty und Renault Erfahrungen von auf der Arbeit erlittenen moralischen Verletzungen als ihren Ausgangspunkt, Erfahrungen also der Ungerechtigkeit und Beherrschung. Bereits diese methodologische Orientierung, die eine normative Kritik der Arbeit im gegen-

wärtigen Kapitalismus von, wie sie sagen, „unten nach oben“ zu entwickeln erlaubt, stellt ein erstes Korrektiv zum Liberalismus dar, insofern der Liberalismus eng mit einer Art „Top-Down“-Ansatz verbunden ist, der allgemeine normative Prinzipien entwickelt und diese dann in den einzelnen Kontexten zur Anwendung bringt. Aber anders als Sayer sind Deranty und Renault der Auffassung, dass der phänomenologische Blick die normative Bedeutung der Autonomie zum Verständnis des „Unrechts“ der Arbeit nicht verkennt, sondern sie im Gegen teil vollständig enthüllt. Das grundsätzliche Problem mit dem Liberalismus liegt daher nicht so sehr in einer *Überschätzung* des Werts der Autonomie, sondern in einem *Missverständnis* von Autonomie und ihrer Beziehung zu Ungerechtigkeit und Beherrschung – insbesondere derjenigen Formen von Ungerechtigkeit und Beherrschung, die die Arbeitswelt durchziehen. Einerseits stellt ihnen zufolge Autonomie den wichtigsten Maßstab für die durch Arbeit als *Tätigkeit* erlangbare Befriedigung dar, die von dem Maßstab der Gerechtigkeit, der auf Fairness im Tausch basiert und auf die Arbeit als *Beschäftigungsverhältnis* anzuwenden ist, unterschieden werden muss, wenngleich Arbeit im Kapitalismus immer *zugleich* Tätigkeit und Beschäftigung ist. Andererseits muss Autonomie, verstanden als die zentrale Norm der Arbeitstätigkeit, viel substanzialer bestimmt werden, als es der Liberalismus unterstützen kann; eine solche Bestimmung sollte den materiellen, sozialen und relationalen Charakter des Arbeitens umfassen. Nur eine politische Theorie, welche die beiden normativen Perspektiven der Gerechtigkeit und der Autonomie artikulieren kann, ist für eine soziale Kritik von Arbeit gerüstet, und sie muss von einer Sozialtheorie unterstützt werden, welche Kategorien zur Verfügung hat, den doppelten Charakter von Arbeit im Kapitalismus sowohl als Beschäftigungsverhältnis wie auch als produktive Tätigkeit aufzudecken. In beiden Punkten führt, so schlagen Deranty und Renault vor, der Weg jenseits des Liberalismus zurück zu Marx.

Aus dem Englischen von Daniel Loick

Nicholas Smith, Macquarie